

# Aus dem Shtetl ins Scheunenviertel

## Salomea Genin erzählt das Schicksal ihrer ostjüdischen Familie

Von L. Joseph Heid

Die 1932 im jüdischen Krankenhaus in Berlin-Wedding geborene und 1939 mit ihrer Familie nach Australien emigrierte Salomea Genin kehrte 1963 nach Deutschland zurück. Sie entschied sich aus Überzeugung für die DDR, überzeugt, in Ost-Berlin in den Teil Deutschlands übersiedelt zu sein, von dem nie wieder Krieg ausgehen, kein Faschismus herrschen sollte und es keinen Antisemitismus gab. Gott und die Tora hatte sie inzwischen hinter sich gelassen, der Kommunismus war ihre Religion, die Partei ihre Kirche und ihre Repräsentanten erhob sie zu ihren Göttern. In der DDR changierte sie zwischen Atheismus und Kommunismus und wollte ihr Jüdischsein dennoch nicht vollständig aufgeben. Sie ließ sich voll und ganz auf diesen Staat ein und geriet dabei in Widerspruch mit sich selbst, indem sie sich bis 1982 als IM der Stasi anwerben ließ. Die jüdische Genossin und Stasi-Mitarbeiterin konnte sich Dinge erlauben, für die andere verhaftet worden wären. Ein zweifelhaftes Privileg.

Die Desillusionierung folgte auf dem Fuß: Die Tabuisierung der Juden im öffentlichen Leben der DDR ließ sie auf Distanz gehen zum System, sie legte – begleitet von Neurosen, Ängsten und Schuldgefühlen – Rechenschaft ab, brach mit dem Staat. Noch vor der Wende trat sie aus der SED aus und wurde Mitglied im »Neuen Forum«. Im Jahre 2009 machte sie ihren Irrtum in dem Buch mit dem selbstkritischen Titel »Ich folgte den falschen Göttern« öffentlich. Das im Ver-

lag für Berlin-Brandenburg neu aufgelegte Buch »Scheindl und Salomea« ist im engeren Sinne die Geschichte einer Tochtermutter (Scheindl)-Beziehung, doch ist es zugleich eine schicksalhafte Familiensaga einer aus dem galizischen Lemberg stammenden Ostjudenfamilie, die sie Anfang des 20. Jahrhunderts beginnen und im Mai 1939 mit ihrer eigenen Flucht aus Nazi-Berlin nach Melbourne enden lässt.

Genin beschreibt sehr anschaulich den Beginn der sozialdemokratisch-jüdischen Arbeiterbewegung, Poale Zion und lässt die Leserinnen und Leser zu Augenzeugen der Gründungsversammlung von 1910 werden. Der charismatische Begründer und Agitator Ber Borochow tritt auf, der propagierte, die Juden müssten von einem Volk der Buchstaben zu einem Volk von Arbeitern und Sozialisten werden. In diesem Zusammenhang berichtet sie zugleich von ihrer ostjüdischen Familie Zwering und dessen Patriarchen, der den imposanten Namen Schulim Schachner ha Cohen und einen grau melierten Bart trug. Seine Kinder und Kindeskinder brechen allmählich aus der Welt ostjüdischer Tradition sowie der Enge des Shtetls mit all ihren Bedrückungen und eines real-existierenden Antisemitismus aus – hinein in eine säkulare Welt, die Welt des Zionismus, in der Religion eher untergeordnete Rolle spielt.

Das jüdische Lemberg scheint ebenso auf wie das Berliner Scheunenviertel, wo es in jedem vierten Haus eine Synagoge oder Betstube (Shtibl) gab und die Straßen von bärtigen Männern in langen Kaftanen bevölkert waren. Über Berlin schrieb der großartige Joseph Roth ein-

mal: »Kein Ostjude geht freiwillig nach Berlin. Wer in aller Welt kommt freiwillig nach Berlin?«

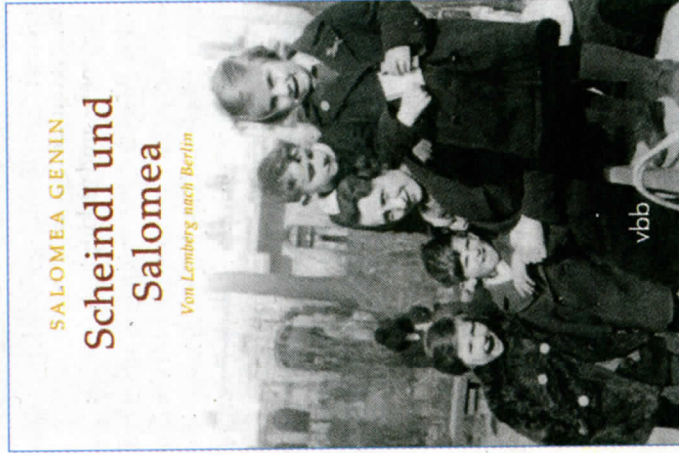
Doch für die Genins war die deutsche Hauptstadt, so glaubten und hofften sie, ein Ziel mit Perspektive. Das Berlin Weimars kannte keine antisemitischen Gesetze und Juden waren schon länger gleichberechtigte Bürger. Galt das aber auch für polnische oder gar staatenlose Ostjuden, die vor Krieg und Antisemitismus Richtung Westen geflohen waren? Als Zwischenstation auf dem Weg nach Amerika, so dachten viele osteuropäische Juden, war Berlin ein geeigneter Ort. Man blieb hier einfach hängen. Die Ernüchterung kam schnell: Auch in Berlin gehörte ein virulenter Antisemitismus zum All-

tag. »Für unsereinen ist auf dieser Welt kein Platz!«

Die etablierten Westjuden blickten mit einer gewissen Verachtung auf die ostjüdischen Glaubensgenossen, gingen auf Distanz, weil sie glaubten dadurch dem Antisemitismus zu entgehen. Sie waren inzwischen so weit assimiliert, dass sie durch die Zuwanderung nicht an ihre jüdische »Vergangenheit« erinnert werden wollten. So arrogant die »Jekkes« gegenüber den Ostjuden auch auftraten, die jüdische Gemeinde ließ sie nicht im Stich.

Genins Leben war nachhaltig von der Scheidung ihrer Eltern im Jahre 1935 bestimmt. Da war Salomea gerade einmal drei und die Zeiten schwierig. Der gewalttätige von einer luetischen Infektion (Syphilis) heimgesuchte Vater hatte sich als Heiratsschwindler und Geldfälscher entpuppt. Er wurde 1938 ins KZ Buchenwald verschleppt.

In australischer Emigration fand Salomea Genin in der Kommunistischen Partei ihre Ersatzfamilie. Die Beziehung zur Partei wurde ihr wichtiger als die zu ihrer Familie, Freunden, sogar zu einem Liebhaber. Zwanzig Jahre brauchte sie in der DDR, um zu erkennen: »Ich lebe in einem ganz banalen, schon immer da gewesenem Polizeistaat, der in vieler Hinsicht schlimmer ist als der Kapitalismus, den ich verlassen hatte«. Die Realität des Arbeiter- und Bauerstaats ließ sie suizidal werden.



Salomea Genin: Scheindl und Salomea.  
Von Lemberg nach Berlin, Verlag für Berlin-Brandenburg, Berlin 2014, 143 S.,  
14,99 €, ISBN 978-3-942476-98-0